

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

8.

Donnerstag, am 21. Februar 1850.

Die Hochzeit in der Bretagne.

Die schöne Mariette segelte wie eine Hexe. Schon hatten wir die normannischen Inseln hinter uns, schon glaubte ich, in dem tiefblauen Süden etwas wie schneebedeckte Pyrenäenkuppen zu entdecken, als der Wind plötzlich nach Westen umsprang. Eine Stunde später heulte der Sturm so wild, daß unser Küstenfahrer in dem Hafen von Penpoul Schutz suchte. Die langen, schweren Wellen, welche den Spiegel der schönen Mariette so zu sagen an die Küste schoben, oder uns schwebend in den Hafen trugen, brachten eine ungemaine Lebhaftigkeit an den sonst ziemlich stillen Ort; denn abgesehen davon, daß viele dieser mit weißen Federn und grünatlassenen Schleppkleidern geschmückten Seedamen uns umtanzten und an den Felsen emporklettern wollten, schoß ein Fischerboot nach dem andern herein und Alles war emsig beschäftigt, die Fahrzeuge zu festigen, die Neze an das Land zu schaffen u. s. w. Es ist wundervoll, wie schnell in den beliebten Seeromanen Stürme sich sänftigen, das Meer sich glättet und der blaue Himmel sich in einer See spiegelt, welche

zehn Minuten vorher denselben Himmel stürmen zu wollen schien. In der nackten Wirklichkeit ist dies ein wenig anders. Der Sturm legt sich, der Wind läßt in seinem Ungestüm nach, aber die See grollt und schmolzt noch lange über die raube Behandlung, welche sie erfahren, und der Schiffer harret stunden-, oft tagelang, ehe jene Ruhe der Gewässer wiederkehrt, welche Neptuns Drohwort oder des Dichters Zauber-macht im Nu herbeigeführt. Wir lernten die Prosa des Lebens in ihrer ganzen Ausdehnung kennen. Nachdem wir mehrere Stunden in dem Hafen von Penpoul, zu Napoleons Zeit ein berühmter Schlupfwinkel für die Schmuggler, auf den Umsprung des Windes gewartet hatten, erklärte der Capitain, er werde die Nacht hier vor Anker liegen bleiben und wir könnten in dem nahen St. Pierre de Leon behaglich schlafen.

Das Silberglöckchen der Stadtkirche rief zum Ave Maria und die Fischer, die mit uns in das Städtchen eilten, nahmen ihre Theermützen ab, und die Mädchen, welche die vollen Neze trugen, blieben andächtig vor einem Bildstocke mit der Mutter Gottes stehen, um ihr Abend-gebet zu verrichten. Der „Wallfisch“ bot uns eine Unterkunft, wie man sie in einem Städtchen

von 6- bis 7000 Einwohnern nur wünschen konnte. Am Morgen kam der Capitain, um mit uns zu frühstücken und uns zu berichten, der Wind blase noch steif aus Westen und es sei keine Aussicht vorhanden, daß er sich vor Abend lege, und die Abfahrt möglich mache. „Da nun,“ fuhr der lebenslustige Seemann fort, „eine kleine Stunde von hier eine Hochzeit gefeiert wird, zu welcher mich der Bruder des Bräutigams, ein Vetter meines Steuermanns, so eben dringend eingeladen hat, wüßte ich nicht, wie wir den Tag angenehmer hinbringen könnten, als wenn wir einen Spaziergang nach St. Jaque machen, und den Hochzeits-Feierlichkeiten beiwohnen. Die berühmte Gastfreundschaft der Bretagne bürgt uns für eine freundliche Aufnahme.“

Der Vorschlag fand Beifall, und nach einer Stunde lag ein stilles, friedliches Thal zu unsern Füßen, an dessen beiden Seiten die Häuser und Hütten der Dörfler von St. Jaque in echt bretagnischer Weise zerstreut lagen. Die alte Kirche liegt fast in der Mitte des Thals auf einer kleinen Felserrhöhung, und der viereckige schwarzgraue Glockenthurm schien als Wächter des Thales dazustehen und nach allen Seiten auszuschaun, ob während dieser wüsten Zeit draußen in der Welt hier Alles sein beim Alten geblieben. Rechts schloß ein großes Gebäude, eine Pfeifen-Fabrik, das Thal, links eine Windmühle, welche ihre Flügel mit langsamer Bedächtigkeit drehte, als wollte sie der sich überstürzenden Zeit einen bedeutsamen Wink geben.

Wir schauten noch auf dieses freundliche Stillleben, als Dorf und Umgebung sich zu beleben anfingen. Die Stunde nahte, wo die Vorbereitungen zur Hochzeitfeier getroffen werden mußten, wo die Gäste erwartet wurden. Mehrere der Letztern holten uns ein und geleiteten uns die Anhöhe hinab und schienen ganz in der Stimmung zu sein, welche ein solcher Tag fordert. Die Eigenschaften des Brautpaares wurden neckisch besprochen und manche derbe Bemerkung in die scherzhaften Reden verflochten, wie das Französische mit der kräftigen bretagner Mundart verschmolz. „So ein staatlicher Herr

wie Ihr,“ sagte einer der Bursche zu unserem Capitain, „hätte den Basvallon abgeben müssen; es sollte der schönen Braut ganz willkommen gewesen sein.“ Die jungen Männer lachten, die Mädchen sicherten. Der Capitain wußte so wenig wie wir, wer oder was ein Basvallon sei. Wir fragten. Eines der Mädchen hielt uns ein zierliches Holzkörbchen hin, und nun folgte ein schallendes Gelächter. Es ergab sich, daß Basvallon nicht nur ein Holzkörbchen, sondern scherzweise den bezeichnet, welcher im Namen des Bräutigams um die Hand der Braut anhält, ein Auftrag, welcher stets dem hübschesten und wackersten Burschen des Dorfes anheim fällt. „Es hat jedoch,“ bemerkte uns der Bursche, der zuerst gesprochen, „bei dieser Gelegenheit keines Basvallon bedurft; denn das Brautpaar wohnt in einem und demselben Hause, und von Kindheit auf wußte man nicht anders, als daß sich die jungen Leute heirathen würden. Die Braut ist das Pflegekind des Vaters des Bräutigams, sein Liebling, wie der Liebling des Dorfes und der ganzen Gegend. Der Eine sagt, sie stamme von vornehmen Eltern, welche während der Julirevolution, die auch in unserem Lande vielfache Bewegungen zur Folge hatte, flüchten mußten und verschollen sind; nach Andern ist sie eine arme Waise, welche an der Thüre eines der angesehensten Bewohner des Dorfes aufgefeset, und mit bretagnischem Herzen aufgenommen, gepflegt und erzogen wurde. Wie dem nun aber auch sei, die Hochzeit wird großartig werden. Seit acht Tagen sind die Verwandten — und „Verwandte“ will in der Bretagne sprüchwörtlich viel mehr sagen als in einem andern Theile Frankreichs — in der Nähe und Ferne, bis nach Landernau hinab und bis nach Le Vieux Marche, Andernec und Lenvillis hinüber, in den vielleicht seit tausend Jahren hergebrachten Formen geladen, und zu Landivi ist der Ring mit den zwei vereinigten Herzen darauf, in der Sprache unseres Landes „das was hält,“ oder „die Halfter“ (Prena ar e habest) genannt, gekauft worden.“

Wir waren jetzt in das zwar ärmliche, aber saubere, niedliche Dorf gekommen und sahen das Haus, welches heute den Mittelpunkt

aller Freuden und Genüsse abzugeben bestimmt war, vor uns liegen. Wie die meisten Dörf-
lerwohnungen der Bretagne, war es nur ein-
stöckig, bot aber durch seine Ausdehnung und
durch seine Lage inmitten eines schönen Wiesen-
planes, welchen Gruppen von Obstbäumen um-
schatteten, einen gar freundlichen, behaglichen
Anblick dar. Unter den Bäumen waren Zelte
aufgeschlagen, welche man eben mit blendend
weißem Tuch bedeckte; auch die Tische darin
wurden mit weißem Tischzeug belegt und im
Hintergrunde des größern Zeltes sahen wir
über den für das Brautpaar bestimmten Sizen
bunte Bänder und Blumenkränze aufgehängt,
mit denen die etwas rauhe Morgenluft ihr
leckes Spiel trieb.

Bald herrschte in dem wahrscheinlich sonst
sehr stillen St. Jaque ein bewegtes Leben. Alle
Zugänge zum ländlich malerischen Dertchen
wimmelten von Menschen, welche theils Zu-
schauer bei der Feierlichkeit sein wollten, theils
zu dem Feste geladen waren. Da sah man die
kurzen stämmigen Bursche aus den umliegenden
Dörfern in ihren braunen Jacken, den weiten,
faltreichen Beinkleidern und den lederen Ka-
maschen. Dort trieben sich die muntern Küsten-
bewohner in den rothen Schiffermützen, den
schwarzen manchesternen Jacken und weiten wei-
ßen Beinkleidern herum. Die lieblichen Land-
mädchen in der bunten, malerischen Tracht dieses
Theils der Bretagne, den zierlichen Strohhütchen,
den weißen Hemdärmeln, den rothen Miedern
und schwarzen faltigen Röckchen zogen, drei
und drei, oder vier und vier sich am Arme
führend, weit anständiger als manche Stadt-
jungfern, durch die harrende Menge, bald
freundlich gegrüßt, bald schelmisch geneckt, stets
aber mit der rechten Antwort zur Hand.

Nachdem wir unsere Augen an diesem neuen
bewegten Gemälde geweidet hatten, traten wir
in die Hütte des Vaters Guibé und stellten
uns der Familie vor. Unsere Entschuldigungen,
so zu sagen ungeladen zu dem Feste zu kom-
men, und unsere Glückwünsche konnten nur
durch freundlichen Händedruck und freundliche
Mienen erwidert werden, denn Jeder wollte
der Familie seinen Gruß darbringen und die

meisten hatten mehr Ansprüche an die persön-
lichen Aufmerksamkeiten des Brautpaars und
der Eltern als wir. Wir blieben daher eine
Zeitlang stumme Zuschauer bei den Förmlich-
keiten des Empfangs und Bewillkommens, bis
der Bruder des Bräutigams kam und uns in
dem Hause und der Familie mit wenigen herz-
lichen Worten heimisch machte.

Ich sah dem Zug in die Mairie entgegen,
hörte aber bald von einem alten Manne, die
„Jakobinerhochzeit“ sei schon vor zwei Tagen
abgethan worden und es stehe dem jungen
Paare nur noch die durch die Kirche angeord-
nete heilige Handlung bevor, welche man als
einzig und ewig bindend betrachte. Die Braut
war ein kleines, ungemein hübsches Wesen,
und das blendend weiße Kleid und die flitternde
Brautkrone standen ihr bezaubernd schön. Bei
aller Lebhaftigkeit hatte sie einen wahrhaft vor-
nehmen Anstand, welcher in Verbindung mit
ihrem zarten Körperbau, dem fein geschnittenen
Gesichte und den zarten, weißen Händen zu
dem oben erwähnten Gerüchte Veranlassung
gegeben haben mochte.

Die allgemeine Bewegung, welche bald im
Hause bemerklich ward, und der Umstand, daß
unser Freund uns in die für das junge Paar
bestimmte Wohnung hinüber führte, ließen ver-
muthen, daß etwas absonderliches vorgehe. Bald
kam der Bräutigam in unsere Mitte und die
Verbindungsthüre zwischen den zwei Wohnungen
wurde verschlossen und die Freunde des Bräu-
tigams sammelten sich um ihn. Wir folgten
dem Zuge, welcher sich an die geschlossene Thüre
begab, der Bräutigam voran, zu seiner Rechten
der garçon d'honneur, zur Linken der Barde,
in ihrem Gefolge die erkorenen Freunde, denen
wir uns anschließen durften. Der Barde schritt
an die Thüre und klopfte an. „Wer klopft?“
fragte der Barde der Braut drinnen. — „Ar-
mand Guibé, der die Braut zum Altar führen
will.“ — „Armand? — Braut? — Altar? Du
träumst wohl, Alter; die schöne Annette will
keinen Mann, und am wenigsten will sie Dei-
nen Armand.“ — „Nicht meinen Armand?
Wenn ein wackerer Bursche in der Bretagne
lebt, so ist's Armand Guibé. Hundertmal hat

er seinen Freunden zu lieb das Leben auf's Spiel gesetzt. Und schön ist er wie der Morgenstern, wenn er über den Kuppen von Burgorre glänzt.“ — „Und ist Annette nicht schön wie die Sonne, wenn sie in ihrer höchsten Pracht am Himmel funkelt? Und eine reine Jungfrau ist sie wie der Mond, den nur die Silberwellen des Meeres küssen.“ — „Wäre sie es nicht, möchtet Ihr sie immerhin behalten.“ — „Kennst Du denn das Wunder, nach welchem Armand Guibé der Sinn steht?“ — „Wie sollt' ich nicht!“ — „Nun, dann bringe selbst Dein Wort an.“

Die Thüre flog rasch auf und ein unaussprechliches Gelächter hallte in den Reihen der bisher lautlos zuhörenden Menge wieder, welche sich hinter den beiden alten Barden herandrängte, die, nebenher bemerkt, außer dem Namen nicht viel bardenmäßiges an sich hatten, denn es waren zwei alte Dörfler, welche sich in ihren Nebenstunden mit Musik und Gesang beschäftigten und Sonntags den Schullehrer in der Kirche durch ihr Talent unterstützten. — Statt der liebreizenden jungen Braut stand ein steinaltes Mütterchen, mit riesigem Höcker und in dem wunderlichsten Anzuge auf der Schwelle der Thüre, und während sie eine mächtige Brille auf die runzlige, roth angelaufene Nase zwängte, winkte sie den zierlichen Bräutigam zu sich heran. — „Komm, mein Süßer! der gute geistliche Herr soll nicht auf uns warten! komm!“ näselte die alte Vogelscheuche, und das neugierige Volk wogte, wie die vom Sturm an die Küste gepeitschten Wellen, gegen die Thüre hin, um kein Wort zu verlieren. — „Nichts da, Strohpuppe!“ entgegnete der Barde des Bräutigams, und erhob seine ein wenig überschlagende Stimme zu grellen Fisteltönen; „nichts da, runzlicher Engel! Der Bräutigam, die Krone der Jugend dieser Thäler, findet Deinen Nacken zu groß und Deine Augen zu klein, Deine Haare zu weiß und Deine Nase zu roth, als daß er Dich für die nehmen sollte, welche er sucht, und die, der Rose gleich, welche sich eben dem Sonnenstrahle erschließt, ganz Jugend, Lieblichkeit und Amuth ist.“

„Evit ar guella!“ (vortrefflich! schön!)

jubelte es in dem Hause, als das alte Mütterchen sich zurückzog, und je öfter viele der Anwesenden denselben Scherz mit angesehen und dieselben Redensarten mit angehört hatten, desto überraschter, desto entzückter schienen sie zu sein. „Yoou! yoou!“ (Gott, Gott! eigentlich Jupiter) hallte es von neuem wieder, als sich an der Stelle der Alten ein kleines Mädchen von kaum fünf Jahren, mit Bändern und Blumen abenteuerlich herausgeputzt, sehen ließ. — „Wo ist mein chael mud (guter Engel)?“ ruft das Bräutchen, als das allgemeine Gelächter ein wenig nachließ, und läßt seine großen braunen Augen über die junge Männerschaar schweifen, und senkt sie schalkhaft verschämt, als sie den Bräutigam erblickt, und wirft ihm Kuschhändchen zu und winkt ihn heran. Was die Kleine sagt, was der Barde antwortet, es zerfließt in dem Gelächter des Hauses, welcher sich an dem Mienen- und Geberdenspiel der kleinen Komödiantin unendlich ergötzt und ihr Abtreten mit dem rauschendsten Beifall begleitet.

Jetzt wird es wieder still, so still, daß man das Gezwitzcher der Vögel in den nahen Baumgruppen, das Girren der Tauben auf dem Giebel des Hauses hört. Und zum dritten Male öffnet sich die Thüre und heraus tritt die Braut in ihrer ganzen frischen Jugendschönheit, das sanfte Auge züchtig gesenkt, die Wange in dem Roth banger Schüchternheit gebadet, die Hand, die den duftigen Blumenstrauß hält, leicht zitternd. Armand ist schon an ihrer Seite; ihre Hand liegt in der seinigen, Vater Guibé umschlingt das schöne Paar und die Mutter vergießt Freudenthränen an der Seite des Sohnes. Alles hat sich um diese Gruppe gedrängt und manches schöne Auge weint Thränen der Rührung und manche schöne Brust hebt sich in geheimnißvoller Sehnsucht bei dem ergreifenden Anblick, bei dem Gedanken an das Glück des jungen Paares.

Die grellen Töne des Dudelsacks unterbrachen die fast lautlose Stille und im Nu bildete sich vom Hause bis zur Kirche hinauf eine Gasse für den Brautzug, welcher an der Kirchthüre vom Geistlichen empfangen ward. Das Kirchlein war so vollgepfropft, daß wir nicht

einzutreten wünschten und es vorzogen, uns in der Umgegend umzusehen. Unser Spaziergang führte uns weit über die Höhen weg, so daß wir bei der Rückkehr die ganze große Gesellschaft bereits um die Tische versammelt fanden. Mein Platz war neben Vater Guibé im größern Zelt, wo ich das bunte Gemälde des Hochzeitsgelages überschauen konnte. Die Tische beugten sich im wörtlichen Sinne unter der Last der Schüsseln, die mit kräftiger Fleischbrühe und saftigen Rindfleischstücken prangten. Diesen Gerichten folgte der duftende, köstliche Far, eine Art Pudding, der in Fleischbrühe gekocht ist; dann kam die Reihe an die Kalbs- und Hammelsbraten, endlich die dicken, mit Rosinen reich ausgestatteten Kuchen, Torten und Brezeln. Ein sehr wohl-schmeckender Cider kreiste in Fülle an allen Tischen und steigerte das allgemeine Wohlbe-hagen der Gäste, welches sich eher in traulichem, heiterem Geplauder, als in lautem, lärmendem Getöse kund that, wie denn der Bretagner über-haupt sich durch seine Schweigsamkeit von seinen Nachbarn im Osten und Süden unterscheidet und so auch die Blutsverwandtschaft mit dem Britten beurfundet.

Der ungeduldigen Jugend klangen nach dem laut vorgetragenen Tischgebete die schreienden Töne des Dudelsacks wie Sphärenmusik, und bald sah man in echt altbretagnischer Weise die Paare sich im Tanze bewegen; schalkhafte Lieder erkündten aus den Zelten und die Augen der Mädchen überstrahlten funkelnd den Kreis ihrer ländlichen Bewunderer.

Leider sollte diese Freude, für uns wenig-stens, nicht lange dauern; denn gegen drei Uhr umzog sich der Himmel und ein sanfter, nebel-artiger Regen stellte sich ein. Die Hochzeitgäste flüchteten in die geräumige Behausung des Vaters Guibé und wir nahmen dankbar Abschied von der gastfreien Familie, um nach St. Pierre de Leon und seewärts zu eilen. „Petite pluie abat grand vent,“ sagte der Kapitain, der Stadt fröhlich entgegen schreitend, „und in zwei Stunden muß die schöne Mariette ihr Näschchen der See zuwenden.“ So geschah es auch, und noch ehe die Nacht einbrach, tanzten wir auf

den sich allmählig beruhigenden Wellen die Küste entlang. (Morgenbl.)

Geisterbanner und Schatzheber.

Tübinger Schwurgericht vom 28. Januar.

Wenn es nicht ganz gewiß wäre, daß wir im aufgeklärten Jahre 1850 lebten, so hätten diejenigen an dieser Thatsache zweifeln können, welche Zeugen der in den letzten Tagen statt-gehabten öffentlichen Schlußverhandlung waren. Wurden wir doch von der anziehenden Anklage des Staatsanwalts in die mittelalterlichen Zei-ten des grassendsten Aberglaubens geführt, wo der leibhaftige Satan mit den armen Menschen sein böses Spiel treibt und die Geister abgeschiedener Seelen auserwählte Menschen um Erlösung an-suchen; wo Schätze von 34 Millionen im Schoße der Erde liegen, gebannt vom Teufel selbst, der bald ein feuerspeiender Pudel, bald ein Bär, bald sonst etwas, seine Donnerstimme gegen die heutesüchtigen Erlöser der Schätze erhebt. Hier in Kürze das Factum:

Jacob Kitterer von Mühringen, Oberamts-Horb in Württemberg, kam als Musikus und Bettler mit seinem Weibe viel in der Umgegend herum und lernte so im Jahre 1845 die Fami-lie des Bauern Joseph Gauß im figmaringen-schen Orte Empfingen kennen, über welchen in kurzer Zeit mancherlei Unglück an Menschen und Vieh hereingebrochen war, welches Kitterer und seine im Kartenschlagen bewanderte Frau bösen Leuten zuschrieb. Sie forderten darum die Gauß'schen Eheleute zu Gebet, Wallfahrten und Almosen auf, und erhielten selbst Gaben an Frucht, Fleisch, Eiern und Geld, letzteres zu Almosen. Wirklich ging es Anfangs bei Gauß besser, aber nicht lange. Nun erklärte Kitterer, daß es böse Geister seien und daß diese erlöst sein müßten, wozu sich Kitterer unter Bethuerungen erbot. Das Gleiche bestä-tigte ein ehemaliger Candidat der katholischen Theologie, den man zu Rathe zog. Endlich versicherten die Kitterer'schen Eheleute, die bösen

Geister seien Verwandte des Gauß, welche in das benachbarte Schloßchen Fremdeck gebannt, jämmerlich klagen und gern erlöst werden möchten. Letzteres sei möglich, wenn die Verwandten des Gauß gleichfalls Opfer reicheten. Dies geschah mehrere Monate hindurch bis Fastnacht 1846, so zwar, daß die Gaben häufig bei nächtlichen Zusammenkünften in Kapellen gefordert wurden. Als nun die gegebenen Summen ungefähr 300 Fl. betrugen, eröffnete Ritterer dem Gauß und seinen Verwandten, er habe bereits einige Geister zum Erscheinen gebracht, sie schweben wegen Betrugs und hätten über große Schätze zu verfügen, von denen man schon etwas erheben könne. Gesagt, gethan. Ritterer führte die Empfänger, welche vorher 44 Fl. opfern mußten, mit Säcken (um den Schatz aufzuladen) Nachts auf das Fremdecker Schloßchen, wo er ihnen ein Halt gebot, bis er ihnen die Kisten mit dem Schätze aus dem Keller herausgebe. Als aber Ritterer im Keller war, erscholl aus dem Walde plötzlich ein „Wer da!“ worauf die erschrockenen Empfänger davon liefen. Da sie nun so „beschrieen“ wurden, konnte natürlich der Schatz nicht erhoben werden. Abermals ging man auf den Platz. Man hörte im Keller ein Brummen. Weil sich aber die Empfänger fürchteten, so erklärte Ritterer, er könne die Geister weiter unten im Walde citiren. Wiederum begab man sich nach Reichung von Opfern in den Wald. Da erschien ein weißes Fräulein, im Gebüsch hörte man ein arges Brummen und ein schwarzer zotteliger Budel ließ sich in der Nähe blicken. Allein es war wieder nichts zu machen, denn, sagte Ritterer, man habe sich verspätet. Uebrigens wurden 42 Fl. geopfert. Einige Tage darauf ging man Nachts wieder an Ort und Stelle, Ritterer voran. Dieser rief: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn,“ und Alle sanken auf die Knie. Auf einmal waren vor ihnen vier schneeweisse Fräulein auf den Knien. Das kleinste gab dem Gauß die Hand und sprach: „Ich danke Euch für die Erlösung, Glück und Segen für diese Welt; Ihr werdet belohnt auch in jener Welt und habt nun im Himmel einen Stuhl.“ Zwei weitere Geister, sagten sie, seien

zu erlösen, wozu man ein Opfer von nur 200 Fl. brauche; diese müsse man in zwei Bäckchen thun und drei geweihte Kerzen dazu legen, dann komme der Schatz am Charfreitag. Hiermit verschwanden die Geister. Nun führte Ritterer die Empfänger gegen das Schloßchen zu. Als bald schwebten ihnen zwei schwarze Geister mit Lichtlein entgegen, welche, wie die Empfänger meinten, aus einem Todtenkopfe leuchteten. Inbrünstig flehten sie den Gauß und seinen Verwandten Walter an, sie möchten sie doch erlösen, sie seien ja ihre Blutsverwandten, haben die andern auch erlöst und bekommen dann große Schätze, denn es liegen 34 Millionen da, sie dürfen nur sagen, wie viel sie davon wollen. Da die Empfänger sagten, sie könnten fast nichts mehr herthun, drohten die Geister, sie müßten sie bis ins Grab verfolgen und nicht leben und nicht sterben lassen. Die Lichtlein erlöschten. Aber ein neuer Anblick überraschte sie am Schloßchen: blaue Flammen schlugen aus dem Keller hervor, darin saß der Teufel selbst, die Vorderfüße auf zwei oder drei Kisten gelegt, in Gestalt eines rothen Budels, im Gesicht feuerroth, mitten im Feuer, das rechts und links an ihm hinaufbrannte. Er brummte und brüllte, wie besessen, so daß dem Joh. Kreber übel wurde. Ein Opfer mit 22 Fl. und Weihwasser, das man in den Keller warf, bewirkte endlich, daß der Böse wie ein Pfeil verschwand. Allein die Schwiegermutter des Gauß wollte nichts mehr beitragen. Da konnte sie, weil ein Geist auf ihr liege, drei Nächte nicht schlafen. Deshalb sprach ihr Ehemann zu, Alles zu thun, damit seiner Frau nichts geschehe. Ritterer ließ die Schätze durchblicken, und das Fräulein erhielt die geforderten 200 Fl. Außer diesen wurden dem Fräulein 44 Fl., 20 Fl. und 44 Fl. übergeben, zugleich aber weitere 200 Fl. bestellt. Allein nunmehr drangen die Empfänger darauf, daß ein Geistlicher beigezogen werde, wofür nun Ritterer einen angeblichen Kaplan in Rottenburg vorschlug. Dieser wurde besucht und bestellte die Empfänger in eine Kapelle, erklärte ihnen daselbst, die Sache könne Grund haben; es wäre ein Glück, wie es nur Wenigen zu

Theil würde, sechs arme Seelen zu erlösen. Sie baten ihn, selbst auf den Platz zu kommen, und versprachen, wenn sie den Schatz bekommen, ein Kloster zu kaufen, ihn als Geistlichen anzustellen oder mit 800 Fl. zu pensioniren. In der festgesetzten Nacht trafen sie sich schon unterwegs und begaben sich auf die Stelle. Nun erschienen sechs weiße Geister, mit deren vorderstem der Geistliche ein Gespräch anknüpfte. Der Geist erklärte, daß sie über den Schatz so lange keine Gewalt haben, bis der Böse durch Opfer ganz zum Weichen komme. Dann traten zwei Geister hervor und neben ihn hin an ein Altärchen, auf welchem ein Marienbild, ein Kreuzifix und zwei Lichtlein waren, und knieten hin und weinten. Sofort äußerte der Kaplan, nun wolle er auch sehen, wo der Böse seinen Sitz habe und rief: „Tritt hervor, böser Geist! ich beschwöre dich!“ Und siehe, der Teufel kroch aus dem Gebüsch auf allen Vieren und brummte und wüthete gegen die Bauern und den Geistlichen und spie gegen ihn und schimpfte ihn einen Pfaffen. Allein dieser betete aus seinem Buch den Bann gegen ihn, worauf er und die Geister verschwanden. Den Empfingern aber wurde zugesagt, daß Alles richtig sei, ihnen großes Glück blühe; nur bedürfe es hierzu weiterer 200 Fl., welche denn auch entlehnt wurden.

Auch diese 200 Fl. wurden den Geistern im Walde geopfert und weitere 150 Fl. gefordert. Weil aber nach Kitterer's Aufschluß der Schatz fürchterlich groß sei, so wollte noch immer der Böse nicht davon weichen; die bisherigen Opfer seien ihm zu wenig. Zwar wollten sich die Empfänger mit weniger als 34 Millionen begnügen, allein es hieß, das gehe nicht, sie müßten ihn ganz heben. Die 150 Fl. wurden daher herbeigeschafft und geopfert. Endlich wurden die Frauen der Empfänger schwierig und verlangten den Kaplan selbst zu sprechen. Allein es war ihm ein Leichtes, den Frauen allen Zweifel zu benehmen, es wurden daher 77 Fl. beigegeben und vom Kaplan selbst dem Teufel vor die Füße geworfen. Alsdann erklärten die Geister, jetzt brauchen sie nichts mehr, sie werden nun mit einander in den Him-

mel fahren, der Schatz komme nur in das Haus des Gauß. Bis jetzt hatten die Empfänger ungefähr 1200 Fl. geopfert. Da wurde es dem Gauß bei einem Besuche, den er dem Kaplan in Rottenburg allein machte und der nun ein ganz — anderer war, auch von den Geistererscheinungen nichts wußte, klar, daß er betrogen sei. Doch machte er keine Anzeige. Indes waren die Empfänger dadurch meist an den Bettelstab gebracht. Oft, sagt die Frau eines derselben, habe sie die Ritterer gebeten, abzulassen, wenn es nicht wahr sei; allein sie habe Himmel und Hölle geschworen und, hochschwanger, gesagt, sie solle nicht gebären können und ihre Kinder sollten blind werden, wenn es nicht richtig sei. Nunmehr treten die Empfänger vom Schauplatz. Bereits hatte sich aber das Gerücht verbreitet, daß Ritterer durch den Teufel zu Schätzen verhelfen könne, so daß ihm viele Leute zugelaufen seien. Unter diesen war auch Michael Fischer von Obernau, kurz vorher Gautmann und daher nicht abgeneigt, vom Bösen Geld zu erhalten. Nachdem dieser mehrere geldgierige Männer der Umgegend ins Geheimniß gezogen hatte, verschrieben sie sich sämmtlich dem Teufel und begaben sich mit Ritterer an das Fremdecker Schloßchen. Hier öffnete dieser ein Buch und sprach: „Komm heran, du Böser, im gewaltigen Namen Jesu.“ Und es antwortete plötzlich aus dem Dickicht: „Was plagst du mich da her?“ und hervor trat der Teufel. Ritterer: „Mein Begehr ist, daß drei Leute von dir Geld verlangen.“ Der Böse: „Hast's schriftlich?“ Ritterer: „Ja, da hast's,“ und bot das Papier dem Teufel, der nun fragte: „Wie viel Geld wollen die Leute und wohin soll es kommen?“ Leypold (so heißt einer der Männer): „100,000 Fl. ins Haus des Michael Fischer in Obernau, Nr. 66.“ Der Teufel: „Wann soll's kommen?“ Leypold: „je bald, je lieber, — in drei Tagen.“ Der Teufel: „Nun, so soll's am Samstag Nacht um 10 Uhr kommen.“ Sofort wurden die mitgebrachten 90 Fl. dem Teufel gegeben. Als sie sich eben entfernten, erscheint eine schwarz und weiße Gestalt aus dem Gebüsch und spricht auf Ritterer's Frage: „Warum erscheinst du

uns, guter Geist, was ist dein Begehrt?" Mit seiner lieblicher Stimme: „o Männer, was thut ihr, versündigt euch nicht, gebt euch dem Bösen nicht hin“ u. s. w. und erzählt nun, daß sie schon 3000 Jahre als Geist wandle und auf Erlösung warte, indem sie zugleich den bestürzten „Michael“ (Fischer) als ihren Erlöser bezeichnete. Hierzu seien 300 Fl. binnen drei Tagen nöthig, wogegen ihm ein Schatz von 34 Millionen zu Gebote stehe. Während dem äußerte der Teufel die höchste Wuth, wollte auf die Männer losstürzen, wich aber immer auf das Gebot des Fräuleins 6 Schritte zurück. Man denke sich die Angst der Männer! Mit Hilfe weiterer in das Geheimniß gezogener Personen wurden die 300 Fl. beigebracht und dem Fräulein gegeben, übrigens weitere Summen gefordert, wogegen sie die bestimmtesten Zusicherungen des Empfanges des Schazes entgegennahm. So ging es fort. Mit der zunehmenden Fertigkeit und Frechheit der Betrüger wuchs auch die Zahl der Betrogenen, denen man unter immer neuen Vorwänden neue Summen zu entlocken und ihre Hoffnungen hinzuhalten wußte. Nicht immer glückte indeß das Vorhaben. Einem z. B. kam die Stimme des Teufels wie eine Menschenstimme vor, so daß er, als das Opfer gefordert wurde, erklärte, er gebe es nicht eher her, als bis er die versprochene Million sehe. Andere waren von einer einmaligen Anschauung des Teufels so bestürzt, daß sie auf weitere Zusammenkünfte gern verzichteten. Einer habe unter Anderem vom Teufel auch verlangt, daß er seine Frau hole, und er habe dann die Handschrift seiner Frau durch List erhalten und dem Kitterer zugeschickt. Ein andermal forderte das Fräulein, welches sich Theodora hieß, und einen gebannten Geist in schwarzer Frauengestalt, Katharina, mitbrachte, den Fischer auf, vorzutreten, sie wolle ihm den Kuß der Liebe geben, was er denn auch gethan; sie habe ihn dann auf den Backen und auf das Kinn den Geisterkuß gegeben; es sei gewesen, wie wenn ein Seidenhässchen an ihn hingekommen wäre. Kitterer bemerkt hierzu, er, Kitterer, habe wohl gesehen, wie Theodora unter dem Flörchen, womit sie

das Gesicht bedeckt gehabt, einen starken Bart gehabt habe. Diese Scene rührte die Gesellschaft bis zum Weinen und Schluchzen, daß man es bis zum nächsten Dorfe hätte hören können. Wie wenig aber auch die Gesellschaft den fabelhaften Eindrücken widerstehen konnte, geht aus dem „Rasseln wie eine Chaise,“ aus dem Emporschießen der Geister „wie eine Tanne,“ aus dem FeuerSpeien des Teufels und dergl. hervor. Indessen begann die Gesellschaft gegen Kitterer Verdacht zu schöpfen, da er es im Stillen mit dem Teufel halte, um von diesem einen Schatz zu erhalten und dadurch Theodora's Erlösung verzögere. Daher wurden hinter Kitterer's Rücken noch manche 100 Fl. geopfert. Hiervon nahm Katharina eigenhändig mehrere Portionen, wobei ihr „die blauen Flammen an den Fingerspitzen hinaus schlugen.“ Auch die Fräulein beschwerten sich bitter über Kitterer, der ein schlechter Kerl sei, weil er vom Bösen Geld angenommen habe, versprochen aber endlich, daß bei fleißigem Gebet der Schatz in 14 Tagen kommen solle.

Die 14 Tage vergingen unter Gebet, aber der Schatz blieb abermals aus. Dies erklärte Fräulein Theodora, um den Grund befragt, damit, weil die Erlöser unter sich Händel bekommen haben und nicht recht gläubig seien. Jeder wollte nämlich, daß der Schatz zu ihm komme. Inzwischen wurde ein vermöglicher Müller, Kempf, ins Spiel gezogen, welcher 150, 13 und 180 Fl. opferte. Nun sei, sagte Theodora, diesmal mit einem mit Rosen besetzten Hütchen angethan und überhimmlisch schön, Alles im Reinen; am nächsten Samstag komme der Schatz. Alle waren befriedigt. Der Samstag erschien. Man wartete. Mitternacht, endlich der folgende Tag kam heran; kein Geist, keine Riste, kein Schatz ward sichtbar. Aller Verdacht traf wieder Kitterer, den man nun durchprügeln wollte. Wieder wurde Theodora gefragt, welche die Schuld den Händeln zuschrieb und ein neues Opfer von 200 Fl. zur Sühnung forderte und am 20. Februar 1847 erhielt. Dieses war das letzte, denn als die Sache ruchbar wurde, verhaftete das Obergericht Horb am 23. Februar die Kitterer'schen

Eheleute, die drei Brüder Jakob, Johann und Anton Müller und den Sattler Gramer. Allein höchst merkwürdig ist es, daß keiner der Betrogenen seinen Irrthum einsah. Das habe man wohl gesehen, sagen sie, daß es nichts Natürliches gewesen sei, sondern Geister; von einem Betrug könne keine Rede sein; nur durch Kitterer sei die Sache aus eigennütigen Absichten verzögert worden. Fischer selbst bat den Untersuchungsrichter, den Kitterer unter Bewachung auch nur einmal zur Erhebung des Schazes und Rücksprache mit dem Fräulein an Ort und Stelle gehen zu lassen, und später bat er den Oberamtsrichter, daß dieser doch selbst mit ihm hingehen möchte, indem es, mit Kitterer's Buch in der Hand, ein Leichtes sei, die Erhebung des Schazes in einer Nacht durchzuführen. Er erwähnte wiederholt, daß ihm das Fräulein noch alle Nächte erscheine. Auch ergab sich, daß die Betrogenen fast sämmtlich noch in der Charfreitagnacht an Ort und Stelle auf den Schaz warteten. Dagegen haben sämmtliche Betrüger eingestanden, daß sie mittelst Beschwörung und Erscheinung der Geister und des Teufels fortgesetzte Betrügereien an den Bethörten begangen haben, wobei jeder abwechselnd die Rolle der Geister und des Teufels, Johannes Müller insbesondere die des Kaplans gespielt habe. — Dies eine der größten Betrügereien, die je vorkamen, wobei man nicht weiß, ob man mehr die Verblendung der Betrogenen oder die jedenfalls bei Leuten aus den niedersten Ständen seltene Fertigkeit in der Darstellung und Anordnung der Scenerie, aber auch ihre kalte Gefühllosigkeit, womit sie zahlreiche Familien an den Bettelstab brachten, bewundern soll. Gegen 4000 Fl. wurden auf diese Weise gewonnen und natürlich in Leppigkeit und Wohlleben verpraßt. — Die Ehre der Erfindung der Idee trifft den Kitterer, durch welchen dann allmählig die Uebrigen hereingezogen wurden, welche übrigens bei Berathung über die Art und Weise der Ausführung neuer Betrügereien immer auch ihre Beiträge lieferten. Es versteht sich von selbst, daß diese Art und Weise immer vorher verabredet und die nöthigen Anstalten gemacht wurden. So namentlich die

Geschichte mit dem Kaplan, das Altärchen im Walde, das Rasseln und Rumpeln des Teufels, welches mit einer Kiste bewerkstelligt wurde. Charakteristisch ist, daß die Betrüger auch unter sich wieder Komplotte hatten, wie denn manche Geisterbeschwörungen, bei welchen geopfert wurde, hinter Kitterer's Rücken geschahen, wogegen dieser manches Opfer seinen Genossen verhehlte, oder als kleiner ausgab, als es wirklich war. — Begreiflich hatte die Vertheidigung einen schweren Stand. Das Urtheil lautete gegen Jakob Kitterer auf 9 Jahr 3 Monate, Katharine Kitterer 7 Jahr 3 Monate, G. Kramer 7 Jahr 6 Monate, Joh. Müller 8 Jahr 1 Monat, Jakob Müller 7 Jahr 6 Monate und Anton Müller 5 Jahre 3 Monate Zuchthaus unter Einrechnung von 9 Monat der erstandenen Untersuchungshaft.

Dehlenschläger's Porträt *).

Dehlenschläger war, wie durch seine Dichtungen, durch seine Schönheit berühmt. Er theilte dieses Glück mit Goethe und mit Byron.

Ein feuervolles Auge, wie das des Braga, die schwarzen Haare, der lieblich geschwellte und doch kräftige Mund, die imposante Gestalt vollendeten das Bild eines nordischen Dichterkönigs, zu dem ihn der Bischof Legner, der Sänger der Frithioffage, im alten Dome zu Lund krönte. Als ich ihn in Wien kennen lernte, war er damals vierundsechzig Jahre alt, konnten noch die Worte seines unsterblichen Freundes auf ihn angewendet werden; er vereinte

„des Südens Blut, des Nordens Dauerbarkeit.“

Nur die Haare glänzten, als wie von Widerscheine des ewigen Lichtes schon flüchtig weiß, nur in den Augen glänzte es zuweilen schon wie eine Götterdämmerung. Aber Wangen und Gedanken glühten noch; es schien, als ob Alla-

*) Von einem Wiener.

bin's Wunderlampe sie mit ewiger Jugend beleuchtete.

Ich wollte, daß die edle, im Alter noch prächtige Erscheinung des verehrten Dichters durch einen bedeutenden Wiener Maler festgebannt werde. Es war ein heißer Sommertag; ich mußte, mit Dehlenschläger auf dem Wege zu Ammerling, der damals auf der Wieden in der fernen Feldgasse wohnte, es bald bereuen, ihm den heißen Gang zugemuthet zu haben; eines Wagens wollte er sich nicht bedienen. Der Maler begrüßte mit Freude den Dichter des „Correggio.“ Aus den allgemeinen Begrüßungsformeln entwickelten sich allmählig, wie aus gewöhnlich grauen Schollen, farbige Gedankenblumen. Bald ist Thorwaldsen, dessen Porträte zu Liebe eigentlich Dehlenschläger kam, (ich hatte die Absicht, ihn malen zu lassen gegen ihn nicht ausgesprochen,) der Gegenstand des Gespräches. Ammerling meinte: „Er war eine große, bezwingende Natur. Alles gab ihm das Leben: Schönheit der Gestalt, Meisterschaft ohne Gleichen, das Bewußtsein der Unsterblichkeit, glänzende Ehren, schimmernden Reichthum. Eines nur war ihm nicht gegönnt: er konnte nicht wohlthätig sein, er konnte wunderbarer Weise eine Schwäche, seine einzige vielleicht, nicht bezwingen — den Geiz! Er speiste gewöhnlich in der schlechtesten Osteria in Rom; er versprach z. B. einen Marmorblock zu einem Monumente für den verstorbenen Pontemolle, Präsidenten, verwendete ihn dann zu einer eigenen Arbeit, ohne ihn zu ersetzen; ein Bettler flehte ihn meist vergebens an. Ich sah ihn oft und oft in seinem letzten Römer-Jahre. Er war einsam, die Künstler hatten sich zurückgezogen. Er fühlte das, und mußte es fühlen; er verließ traurig Rom für immer, und doch konnte er nicht den Mangel, der ihn labte, verbannen. Er konnte gewiß nicht! Aber es war gut so; sonst hätte seine Erscheinung erdrückt, man wäre von all seinem Reichthume zerschmettert gewesen, wer hätte ihm gegenüber es aushalten können! Aber traurig war es doch, und höchst seltsam.“

„Wir kannten das an ihm,“ erwiderte Dehlenschläger, „es betrückte uns oft, und man konnte es nicht in Einklang bringen mit den

glänzenden Geschenken, die er seinem Vaterland machte, und man nannte dies wieder nur Geschenke, die er sich selbst, seinem Nachruhm opferte. Es betrückte mich oft, meinem großen Freunde Kleines nachsagen zu hören, und da klammerten sich die kleinen Naturen an den einen Fehler, und wenn von seinen unsterblichen Thaten in Marmor die Rede war, da kamen sie gleich —“

Ammerling hatte unterdessen das von ihm in Rom gemalte Portrait Thorwaldsen's unvermerkt auf die Staffelei gebracht. Dehlenschläger stand eine kleine Weile verstummt, dann brach er plötzlich in Schluchzen aus: „Mein Freund! Mein theurer Freund! Mein unsterblicher Freund!“ Er wandte sich ab, um zu weinen; dann sagte er: „Das ist nicht Thorwaldsen's Portrait, das ist er selbst. Das ist die größte Freude, die ich in Wien erlebe.“ Er drückte uns, in's Innerste erschüttert, die Hände.

Ammerling war glücklich. Ich ersuchte ihn, den Moment zu benützen, um das Andere von dem nordischen Dioskurenpaar für uns lebendig, unsterblich festzuhalten. — „Wenn Ihnen,“ sagte Ammerling, „das Bild so gelungen scheint — Sie gäben ein glänzendes Seitenstück. Sie schrieben die Götter des Nordens, ich könnte mich dann rühmen, seine Kunst-Heroen gemalt zu haben.“ Dehlenschläger meinte, es wäre ihm eine große Ehre; seine Zeit sei ihm kurz zugemessen, es schmerze ihn, nicht wiederkommen zu können. — „Sind Sie jetzt beschäftigt? Ich malte Thorwaldsen in zwei Stunden. Wollen Sie mir sitzen?“ — „„Mit Freuden.““ Und nun stürzte Ammerling, sprang, warf Stühle um, ergriff eine halb bemalte Leinwand, setzte Farben auf, war vor der Staffelei, Dehlenschläger im rothdamastenen Lehnstuhle gegenüber, er malte. All dies das Werk von fünf Minuten. — Ich mußte das Bild Thorwaldsen's vor Dehlenschläger hinrücken, als könne er früher nicht ruhig sitzen, wie einst Karl V., bis man die Rüstung Franz I. vor ihn hinstellte.

„Thorwaldsen,“ begann Dehlenschläger zu erzählen, „war eine ganz einfache, schlichte Natur, fern von allem Stolze, ohne wissenschaftliche Bildung, und allem Sprechen über Kunst

abhold. Ihm galt es, Etwas zu machen mit dieser Hand, die Sie hier so vortrefflich gemalt haben.“ — „Ja, die hat sich Unsterblichkeit zusammengeknetet,“ erwiderte Ammerling, „sie ist Portrait, und ähnlicher, glaube ich, als der Kopf.“ — „Ein Berliner,“ erzählte Dehlenschläger weiter, „fragte ihn einst, nachdem er lange von einem seiner Werke sehr weise gesprochen und den Meister gelangweilt hatte: Wie haben Sie dies geschaffen? nach welchem Gesetze doch? Thorwaldsen antwortete, das war so: ich nahm ein Bret, bohrte ein Loch hinein, in dieses steckte ich scheidelrecht einen Stock, schmierte Thon herum, und fing den Thon zu drücken an, aufzulockern, davon wegzunehmen, hinzuzukleben — und dann war das Ding fertig. — Ich fragte ihn einst, warum er Alles, das unbedeutendste Kunstproduct irgend eines Künstlers lobte? da meinte er: Ich habe mir das in dem kunstteifersüchtigen Italien angewöhnt, ich wollte kein Stilet in den Leib kriegen. Humoristisch aber war die Scene, als ein Professor aus Island zu ihm kam, es war Morgens, Thorwaldsen ging barfuß im Zimmer umher, er wartete vergebens auf ein Paar neue Stiefel. Der Professor bewies ihm (jeder Isländer glaubt von einem Könige abzustammen), daß er der dreißigste Enkel eines isländischen Königs Magnus Nacktfuß sei. Das muß wahr sein, sagte Thorwaldsen lachend, und zeigte auf seine nackten Füße. — Aber ich rede zu viel — und bin zu unruhig — Sie können nicht malen?“ — „Nur zu! In der Unruhe liegt das Temperament, im Temperament der Charakter und den brauch' ich just.“

Im Verlaufe des Gespräches entwickelte Dehlenschläger seinen ganzen, einfachen, ja kindisch-naiven, liebenswürdigen Charakter. Er erzählte, wie er oft in die Vorstadt Kopenhagens gehe, um in der Kirche im Betstuhle seiner Eltern zu beten, an sie und seine früh geschiedene Gattin zu denken; er erzählte, wie fast in allen seinen Dramen Kinder spielen, die er gar so sehr liebe; nun sang er ein Wiegenlied, das er seinen eigenen Kindern vorsang, wenn er sie in Schlaf wiegte. Dann sprach er, unbekümmert um alle äußern politischen Ereignisse, und

nur in die eigene ideale Welt versenkt, von seinen poetischen Plänen, von seinen künftigen Werken, so, als gälte es sich erst jetzt Ruhm zu erwerben. Rücksichtlich des gegenwärtigen poetischen Schaffens im Norden äußerte er sich: „In jeder Literatur tritt zuerst das Genie mit der Form im Kampfe auf, dann folgen Genie und Form in Eins verschmolzen, und dann geht's abwärts, und Form ohne Genie kommt an die Tagesordnung; bei der Letzteren sind wir fast angelangt.“

Auffallend und nur durch das stets rege Schaffen seiner Seele, die mit dem Genius in sich genug zu thun hat, erklärlich, war Dehlenschläger's Unbekanntschaft mit der modernen deutschen Literatur, nicht bloß mit der, die seit dem Jahre 1830 ihre rothen Feldzeichen aufzupflanzen begann, und doch schmerzte ihn die geringe Beachtung Gervinus und Mundt's Literatur-Geschichte. Er legte einen großen Werth darauf, ein deutscher Dichter zu sein.

„Welche Orden tragen Sie?“ fragte Ammerling, als er eben an's Knopfloch gelangt war. Dehlenschläger legte die Ordenskreuze, die er eben trug, um in Galla einer Einladung zur Tafel des großen östreichischen Feldherrn Karl zu folgen, im Halbkreise auf den Tisch. „Sehen Sie, in dieser Ordnung werden die Kreuze auf meinem Sarge liegen.“ Und indem er mich bedeutungsvoll ansah: „auf todt'm Staub.“ — „Jetzt diesen Ausdruck noch,“ rief Ammerling, „gut dieser! Ich danke!“ und damit sprang er vom Sige. „Wie, fertig?“ riefen wir beide überrascht. „Fertig, leider nicht vollendet.“

Thorwaldsen's und Dehlenschläger's Porträte von Ammerling sahen mich von der Wand meines Zimmers an, in welchem ich dies niederschrieb. Jenen lernte ich in Rom, diesen in Wien kennen. Zu wehmuthvoller und stolzer Erinnerung durfte ich Beide zu meinen Freunden zählen.

P. P. Proudhon,

der radicale Socialist.

(Fortsetzung.)

„Man sagt, der Capitalist habe den Arbeitern ihr Tagelohn bezahlt; um genauer zu sein, müßte man sagen, der Capitalist habe den Arbeitern soviel Löhne bezahlt, soviel Tage er sie gebraucht hat, was keineswegs dasselbe ist. Denn diese unermessliche Kraft, welche aus der Einigung und Harmonie der Arbeiter, aus dem Zusammenwirken und der Gleichzeitigkeit ihrer Anstrengungen hervorgeht, die hat er nicht bezahlt.“

„Der Arbeiter bedarf eines Salairs, damit er leben kann, während er arbeitet. Wer einen Menschen beschäftigt, ist ihm Nahrung und Unterhalt schuldig. Außer der gegenwärtigen Subsistenz muß aber der Arbeiter in seiner Production auch noch eine Garantie für seine künftige Subsistenz finden, das heißt: die zukünftige Arbeit muß fortwährend aus der vollendeten entstehen: dies ist das allgemeine Gesetz der Reproduction. Aber das Salair des Arbeiters übersteigt keineswegs sein augenblickliches Bedürfnis und sichert ihm nicht das Salair für den morgenden Tag zu, wogegen der Capitalist in dem durch die Arbeit hervorgebrachten Instrument ein Unterpfand seiner Unabhängigkeit und Sicherheit für die Zukunft findet. Dieses reproducirende Gährungsmitel, diesen ewigen Lebenskeim, diese Zubereitung eines Bodens und der Productions-Instrumente schuldet der Capitalist dem Arbeiter und dies ersetzt er ihm niemals. Diese Verweigerung erzeugt die Bedürftigkeit des Arbeiters, des Luxus, des Müßiggängers und die Ungleichheit der gesellschaftlichen Lagen. Darin besteht hauptsächlich die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen.“ Mit andern Worten und deutlicher: das Eigenthum ist an der Ungleichheit des Salairs, und diese an allen socialen Uebeln schuld.

„Eine Kraft von tausend Menschen, welche zwanzig Tage lang thätig war, wird bezahlt wie die Kraft eines Einzelnen, welche fünf und funfzig Jahre lang thätig sein würde. Aber jene tausendfache Kraft hat in zwanzig Tagen

zu Stande gebracht, was die Kraft eines Einzelnen nicht bewerkstelligen könnte, und wenn er auch Millionen Jahrhunderte lang seine Anstrengungen wiederholte. „Wenn also alle Einzelkräfte bezahlt werden, so ist immer noch nicht die Collectivkraft bezahlt; folglich bleibt immer noch ein collectives Eigenthumsrecht, das der Eigenthümer nicht erworben hat und in dessen Genuß er sich unrechtmäßiger Weise befindet.“

Dies Alles soll beweisen, daß die Arbeit die Gleichheit des Eigenthums erzeugt, daß wir durch die Arbeit zur Gleichheit gelangen müssen, daß, da die sociale Arbeit eine Collectivarbeit ist, auch die Befoldung in dem Product der Collectivkraft bestehen müsse und daß, wenn Kraft, Fleiß und Industrie der Arbeiter auch nicht gleich sind, die Vermögenszustände es doch sein müssen: „denn in der Gesellschaft sind alle Salaire gleich.“ Die Saint-Simonisten wollen aber die Producte nach den Fähigkeiten und nach den Werken vertheilt wissen; die Fourieristen bringen sogar drei Maße, nach denen die Producte vertheilt werden sollen: das Capital, die Arbeit und das Talent. Beide Secten stellen also die Ungleichheit der gesellschaftlichen Lagen als Princip auf, sie behaupten Beide, die Natur selbst habe die Ungleichheit der Fähigkeiten gewollt und die neue staatliche Ordnung müsse daher nur sorgen, daß die gesellschaftliche Ungleichheit immer in Uebereinstimmung bleibe mit der natürlichen. Aber wenn der Phalansterianer das Capital — und Fourier ertheilt ihm von der gewonnenen Masse sogar vier Zwölftel — für einen Theilungsmaßstab ausgeben: so gehn sie auf das Recht der Besitzergreifung zurück — welches Proudhon durch seine Kritik vernichtet zu haben glaubt — und welches die Fourieristen selbst leugnen: — denn ein Capital für sich arbeiten lassen und vermittelst desselben produciren, heißt das Recht der Besitzergreifung ausüben; weil die Arbeit die einzige Ursach des Eigenthums ist. Es bleiben also nur noch die Arbeit und das Talent, oder wie Saint-Simon sagt, die Werke und die Fähigkeiten übrig. Kräfte und Fleiß der Einzelnen sind doch im höchsten Grade ungleich?

„Die Gesellschaft, belehrt uns Proudhon, tauscht nur gleiche Producte aus, das heißt: sie bezahlt nur die für sie gethane Arbeiten; folglich bezahlt sie Arbeiter gleichmäßig; was diese außerdem produciren können, kümmert sie ebensowenig, wie die Verschiedenheit ihrer Stimmen und ihres Kopshaars. Mag ein Arbeiter sein Tagewerk in sechs, ein Anderer es in acht Stunden vollenden, die größte Anzahl wird sieben Stunden dazu brauchen; vorausgesetzt aber, daß ein Jeder soviel Arbeit liefert, als bestellt ist, wieviel Zeit er sonst auch darauf verwendet haben mag, so hat er ein Recht auf die Gleichheit des Salairs.“ Das Salair wird also lediglich nach der Quantität der Arbeit gemessen, und das ist in der That die natürlichste und reinste Fassung des Salairs als Ausdruck eines Quantitätsverhältnisses. Das ganze Verhältniß zwischen der Arbeit und dem Salair reducirt sich also auf folgende arithmetische Gleichung: Das einzelne Arbeitsquantum verhält sich zum einzelnen Salair (x), wie sich verhält die Summe aller Arbeitsquanta zu der Summe aller Salaire. Will nun die sociale Theilungsbirgkeit die gleichen Salaire (x) finden: so braucht sie nur die Summe aller Salaire mit dem einzelnen Arbeitsquantum zu multipliciren und das Product durch die Summe aller Arbeitsquanta zu dividiren. Durch diese Formel, dieses ewige Multipliciren und Dividiren wird sich dann die Gleichheit der Gesellschaft als die Gleichheit der Salaire erhalten.

Das Product eines Jeden wird also durch das Recht Aller begrenzt, das heißt: Arbeit und Salair sind für Alle gleich: denn wenn die Salaire gleich sind, müssen auch die Arbeiten gleich sein, mögen die Fähigkeiten der Arbeiter noch so verschieden sein, weil die Gesellschaft Jeden mit seinen eignen Producten bezahlt, bei Jedem aber gleichviel Arbeit bestellt, und nicht duldet, daß Einer dem Andern durch seine Fähigkeiten einen Theil der Arbeit, folglich des Productes, folglich des Salairs entzieht. Das ist das „absolute Gesetz der Gleichheit,“ die „sociale Gerechtigkeit.“ Aus der begrenzten Quantität des Arbeitsstoffes wird der Beweis hergeleitet, daß die Arbeit durch die Zahl der

Arbeiter getheilt werden müsse — die Dekonomen sind widerlegt; — durch die Fähigkeit Aller, ein gesellschaftliches, das heißt ein gleiches Tagewerk zu vollenden, und durch die Unmöglichkeit, einen Arbeiter anders, als durch das Product bezahlen zu können, wird die Gleichheit der Salaire gerechtfertigt — die Socialisten sind widerlegt. — Die Ungleichheit der Fähigkeiten wird auf diese Weise nicht nur neutralisirt, sondern in der Folge von Proudhon sogar für die nothwendige Bedingung der Vermögensgleichheit, das heißt der Gleichheit der Besoldungen erklärt.

„Man wirft ein,“ sagt Proudhon, „alle Arbeiten seien nicht gleich leicht: manche erforderten größere Fähigkeiten und eine geistige Ueberlegenheit. Diese zerstöre alle Gleichheit: und wenn die Gleichheit nichts Absolutes sei, so existire sie überhaupt gar nicht. Dieser Einwurf hat die Einen in die größten Irrthümer gestürzt und zwingt die Andern, unglaubliche Armseligkeiten zu schwagen. Aristides wird verbannt, Epaminondas vor Gericht geladen, weil trunksüchtige und einfältige Demagogen finden, daß er ihnen an Geist und Tugend überlegen sei, Sokrates muß den Giftbecher trinken, unwissende Wähler schmähren die Ungleichheit der Wissenschaft. Sonderbar! was die Gemüther in Feuer und Flammen versetzt hat, ist kein Einwurf, ist die Bedingung der Gleichheit selbst. Die Ungleichheit der Natur wäre die Bedingung der Gleichheit! Wie paradox! Und doch ist es so.“

„Die Befriedigung gewisser Bedürfnisse fordert, daß der Mensch fortwährend schafft, während andere Bedürfnisse durch die Arbeit eines Einzigen in Millionen Menschen und für Jahrtausende befriedigt werden können. Die Natur, welche lauter Platos, Virgils, Newtons und Cuviers hervorbringen könnte, will dies nicht, sondern setzt die Seltenheit des Genies in ein richtiges Verhältniß zur Dauer seiner Producte und wägt die Anzahl der Capacitäten mit der Tüchtigkeit einer jeden von ihnen ab: bewundern wir diese Dekonomie der Natur! Gebt mir eine Gesellschaft, wo jede Art Talent in ein richtiges Verhältniß zur Zahl der Bedürfnisse gesetzt wird, und wo man von jedem Ar-

beiter nur das verlangt, wozu er von Natur befähigt ist — dabei muß aber immerdar die Hierarchie der Functionen respectirt werden — und ich will die Gleichheit des Vermögens aus ihr herleiten.“

Proudhon glaubt den Beweis geführt zu haben, daß bei derselben Function die Arbeiter unter sich gleich sein müssen: er will nun noch beweisen, daß ebenso die Functionen unter sich gleich sind.

„Bei jedem Tauschvertrag findet eine moralische Verpflichtung statt, daß der eine der contrahirenden Theile Nichts zum Nachtheil des andern gewinne; das heißt: der Handel ist frei von aller Ungleichheit; das ist die erste Bedingung des Handels. Die zweite ist die, daß er freiwillig sein müsse, das heißt: daß die Parteien mit Freiheit und vollem Bewußtsein den Vertrag abschließen. Ich definire also den Handel oder den Austausch als einen gesellschaftlichen Akt. Gebt den Menschen die Freiheit wieder, klärt sie auf, damit sie den Sinn ihrer Verträge verstehen, und ihr werdet sehn, wie die vollkommenste Gleichheit bei ihren Tauschgeschäften herrschen, wie man die Ueberlegenheit des Talents und der Wissenschaft nicht berücksichtigen wird; und ihr werdet sehn, daß in der Ordnung der commercialen Ideen, d. h. in der Gesellschaftsphäre das Wort Ueberlegenheit sinnlos ist.“

„Es handelt sich überhaupt nicht darum, den innern, sondern den relativen Werth einer Sache zu bestimmen. Welches ist denn dieser relative Werth?“ Say, der Begründer der Staats-Ökonomie nimmt an, daß der Werth einer Sache auf deren Nutzen sich stütze, der gänzlich von unsern Bedürfnissen, Launen und unserer Mode abhängig sei, und daher fortwährend sich verändere. Dagegen sagt Proudhon: „Der absolute Werth einer Sache besteht in dem, was sie an Zeit und Auslagen kostet? wie viel ist ein Diamant werth, der nur aus dem Sande aufgehoben zu werden braucht? Nichts, das ist kein menschliches Erzeugniß. — Wie viel wird er werth sein, wenn er geschnitten und gefaßt ist? Die Zeit und Auslagen, die er dem Arbeiter gekostet hat. — Warum wird

er denn so theuer verkauft? — Weil die Menschen nicht frei sind. Die Gesellschaft muß den Austausch und die Vertheilung der seltensten wie der allergewöhnlichsten Dinge so regeln, daß Jeder Ansprüche auf deren Genuß machen kann. Was ist denn der Werth einer Meinung? — Eine Lüge, eine Ungerechtigkeit, ein Diebstahl.“

Auf diese Weise ist es leicht, die Masse zu friedern zu stellen. Die Mitte zwischen der Werthlosigkeit und der Unendlichkeit des Werths wird jedesmal durch die Summe der Zeit und Auslagen gefunden, welche das Product dem Arbeiter gekostet hat. Wenn also ein Gedicht seinem Verfasser 30 Jahre Arbeit und 3000 Thaler Reisekosten, Bücher u. s. w. gekostet hat: so muß es durch die Summe der gewöhnlichen Saläre, welche ein Arbeiter in dreißig Jahren erhält und durch den Ertrag der 3000 Thaler Auslagen bezahlt werden. Nimmt man nun an, die Totalsumme betrage 50,000 Thaler, und die Gesellschaft, welche das Meisterwerk anschafft zählt eine Million Mitglieder: so schulde ich, der ich Mitglied bin, für meinen Theil 5 Dreier. Für diesen Spottpreis bin ich Mitbesitzer eines herrlichen Kunstwerks geworden. Und so muß in der Wirthschafts-Ordnung der Gesellschaft die höchste Intelligenz das gewaltigste Genie der Gütergleichheit den Nacken beugen, einer Gütergleichheit, die Allem präexistirt, die das Genie nicht nur mit Lorbeern krönt, sondern auch salarirt, jeden andern Arbeiter, wie den Drescher und Rübenstecher besoldet.

„Aber man glaube ja nicht, die Freiheit zu kaufen und zu verkaufen, mache das ganze Wesen der Gleichheit der Saläre aus, und die Masse finde nur in einer gewissen Gleichgiltigkeit ein Gleichgewicht gegen die Ueberlegenheit des Talents. Ich will am Talent selbst nachweisen, daß es die Verpflichtung hat, unter die Spiegelebne der Gesellschaft unterzutauchen und die Ueberlegenheit des Genies selbst werde ich der Gleichheit des Vermögens zu Grunde legen.“

„Ein Arzt hat z. B. einer Familie 40,000 Franken gekostet. Die Ausgabe, welche die Familie für seine Erziehung und für die Ausbildung seines Talents gemacht hat, ist eine von ihm contrahirte Schuld: durch seine Existenz

schon schuldet er eine Summe, die der gleichkommt, welche seine Ausbildung gekostet hat; er muß daher die Erziehungskosten wiedererstaten. Sein Talent ist ein Collectiv-Eigenthum, das er keineswegs bezahlt hat und für welches er ewig Schuldner bleibt. Mag er auch alle seine Lehrer, seine Bücher, seine Diplome bezahlen und alle feinetwegen gemachte Auslagen erstatten: so hat er ebensowenig sein Talent bezahlt, wie der Capitalist sein Landgut und sein Schloß, wenn er die Arbeiter besoldet. Aber der talentvolle Mensch hat dazu beigetragen, sich selber zu einem nützlichen Instrument zu machen: daher ist er Mitbesitzer, aber nicht Eigenthümer. Er stellt zweierlei vor: einen freien Arbeiter und ein sociales, in ihm aufgehäuftes Capital: als Arbeiter ist er für den Gebrauch des Instruments, für die Leitung der Maschine, die seine eigne Fähigkeit ist, bestellt worden; als Capital gehört er sich nicht an, er beutet sich nicht für sich selbst aus, sondern für Andere. Die Gesellschaft kann im Nothfall Prosa und Verse, Musik, Malerei und Astronomie entbehren (!): aber sie kann nicht einen Tag ohne Nahrung und Wohnung bestehen. Wenn also die Gesellschaft ihrem Princip der Theilung der Arbeit treu bleibt und eins ihrer Mitglieder mit einer künstlerischen oder wissenschaftlichen Beschäftigung beauftragt: so schuldet sie ihm eine Entschädigung für die industrielle Production, von der sie ihn abhält (!), aber sie schuldet ihm weiter Nichts. Wenn er mehr verlangt, so wird die Gesellschaft seine Dienste ausschlagen und seine Prätenstionen auf ein Nichts zurückführen. Dann würde der geniale Mensch, der um zu leben, sich einer Arbeit widmen müßte, zu der die Natur ihn nicht bestimmt hat, seine Schwäche fühlen und in der jämmerlichsten Existenz zu Grunde gehn. Das Talent eines Künstlers kann unendlich sein; aber seine Ansprüche auf Besoldung sind nothwendig einerseits durch den Nutzen, welchen er der Gesellschaft, die ihn bezahlt, gewährt, andererseits durch die Hilfsquellen dieser Gesellschaft selbst begrenzt; mit andern Worten: das Recht des Käufers hält der Forderung des Verkäufers das Gleichgewicht.

Was hat nun Proudhon durch diese Deductionen zu beweisen gesucht? daß der Arbeiter nicht Eigenthümer des Feldes wird, welches er besäet; daß, wenn dessenungeachtet ein Arbeiter durch die Thatsache seiner Industrie den Stoff, den er ausbeutet, sich aneignen kann, jeder Bearbeiter, Jeder, der diesen Stoff ausbeutet, mit demselben Recht Eigenthümer wird; daß jedes Capital, es sei ein materielles oder geistiges, als Collectivwerk auch ein collectives Eigenthum werden muß; daß der Starke nicht befugt ist, die Arbeit des Schwachen durch seine Eingriffe zu verhindern, und daß der Gebildete den guten Glauben des Ungebildeten nicht täuschen darf; endlich, daß Niemand gezwungen werden kann, wider seinen Willen etwas zu kaufen, noch weniger aber etwas zu bezahlen, was er nicht gekauft hat; folglich daß, da der Tauschwerth eines Products weder die Meinung des Käufers, noch die des Verkäufers, sondern die Summe der Zeit und der Auslagen, die es kostet, zum Maßstab hat, das Eigenthum eines Jeden immer gleich bleibt.

Um aber das Maß der Widersprüche zu füllen und der Bewußtlosigkeit, mit der er seinen Gegenstand untersucht, die Krone aufzusetzen, beweist Proudhon auch noch, daß die Arbeit das Eigenthum zerstöre. Der Arbeiter ist nicht einmal Eigenthümer des Arbeitslohns und darf darüber nicht unumschränkt verfügen. Was dem Arbeiter beim Austausch für sein Product bewilligt worden ist, hat er nicht als Lohn für gethane Arbeit, sondern als Anfrischung und Vorschuß für eine künftige Arbeit erhalten. In jedem Augenblick seines Lebens muß der Societär den empfangenen Vorschuß abarbeiten; er stirbt als Schuldner: wie sollte er eignes Vermögen erwerben können? — Wer aber zu viel beweist, der beweist in der That gar Nichts. Freilich, wenn die Arbeit zur Gleichheit des Eigenthums führt, so muß sie auch das Eigenthum zerstören: denn das Eigenthum ist das ausschließliche Recht, vermöge dessen Jemandem die unbedingte Befugniß zusteht, über eine Sache unwillkürlich und nach selbstnützigen Zwecken, nach ganz exclusiven egoistischen Absichten zu verfügen; die Gleichheit muß

daher den Charakter des Eigenthums, der in der Ausschließlichkeit, Willkür und dem Egoismus des ganzen rechtlichen Verhältnisses zwischen Ding und Person besteht, auflösen, sie muß das ganze Verhältniß zerstören, weil sie das Eigenthum zu etwas Gleichgiltigem, zu einem Factum der bloßen Aeußerlichkeit macht: denn wenn ich gerade so viel besitzen darf und besitzen muß, wie jeder Andere, bin ich nicht mehr Eigenthümer, nicht mehr dieser distinguirte Mensch, der mehr oder weniger, als dieser und jener besitzt. Aber einerseits beweisen, die Arbeit führe zur Gleichheit des Eigenthums, und andererseits ohne der eigenen Dialektik der Sache zu folgen, und ganz unabhängig von dem Resultat des ersten Beweises ein ganz neues Beweisverfahren eröffnen, dessen Resultat in der Zerstörung des Eigenthums durch die Arbeit besteht — heißt gar Nichts beweisen. Beide Beweis-Resultate stehen sich höhrend gegenüber, das eine verleugnet das andere, und der gedankenlose Beweisführer ist noch so naiv, frohlockend auf beide hinzuweisen. Ich will für einen Augenblick die Wichtigkeit der Voraussetzungen zugeben, von denen Proudhon bei seiner Kritik des Eigenthums ausgeht, ich will zugeben, die Kategorie der Gleichheit, wie sie Proudhon auffaßt, sei etwas Absolutes, Substantielles, das um jeden Preis realisiert werden müsse; dann verlange ich aber, daß Proudhon dem dialektischen Proceß ruhig folge, der sich aus der Spannung und dem Widerspruch zwischen den Begriffen des Eigenthums und der Gleichheit entspinnen muß. Folgt er nun wirklich der dialectischen Entwicklung der Sache, so wird er finden, daß eine Verbindung des Eigenthums mit dem Begriff der Gleichheit nur die Vernichtung des einen durch den andern ist, daß es also absurd wäre, hinterher aus der Arbeit die Gleichheit des Eigenthums zu deduciren, daß das Resultat eines solchen Beweises nur ein Blendwerk, nur der Schein der Gleichheit sein könnte, der aufhören muß, sobald der Begriff der Gleichheit das Eigenthum ganz durchdrungen hat.

Ich bin bei der vorstehenden Darstellung streng der Entwicklung gefolgt, die Proudhon

seiner Kritik gegeben hat. Der Leser wird aus ihr gesehn haben, daß es Proudhon nicht möglich ist, die historische Begründung des Eigenthums, das Wesen und den Charakter desselben ruhig zu untersuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Solitär.

(Historische Anekdote nach dem Schwedischen des Grusenstolpe.)

Der Herzog von Södermanland, Reichsverweser von Schweden, nach der Thronentsagung Gustav Adolph's, sitzt in seinem Arbeits-Cabinete auf dem Schlosse zu Stockholm in einem Armstuhl an seinem Schreibtische, eröffnet die mit der Post angekommenen Briefe, die fast alle für ihn und das Reich unangenehme Nachrichten enthalten, und aus Mißmuth darüber bläst er starke Rauchwolken aus seiner Meerschaumpfeife hervor.

Der Mohr Badin, der von seiner Jugend an bei allen Mitgliedern der königlichen Familie unangemeldet immer freien Eintritt hatte, öffnet die Thüre und tritt raschen Schrittes ein.

Der Herzog (mürrisch). „Was gibt's?“

Badin. „Königl. Hoheit, eine sehr traurige Nachricht.“

Herzog. „Was ist vorgefallen?“

Badin. „Der ehemalige Kammerdiener Ihrer königlichen Hoheit, Robinoff, der jetzt Gastgeber ist, hat Bankerott gemacht.“

Der Herzog steht heftig von seinem Armessel auf, läßt die Pfeife auf die Erde fallen, und schlägt die Hände zusammen: „Bankerott, sagst Du? Aber bist Du auch sicher, daß dieses wahr sei?“

Badin. „Vollkommen sicher, auch habe ich einen Auftrag von ihm an Ihre königliche Hoheit auszurichten . . .“

Der Herzog (unterbricht ihn). „Ich weiß schon, ich weiß schon, vor einigen Jahren ließ

ich den kostbaren Solitär aus dem Handgriff des Ehrendegens herausnehmen, den mir die Kaiserin Katharina von Rußland, als ich mit dem König in St. Petersburg war, zum Geschenk machte. Ich verpfändete den Solitär, der unter Brüdern 10,000 Thaler werth ist, bei Robinoff für 4000 Thaler. Robinoff hat Dir wohl das Kleinod zurückgegeben, um es mir zuzustellen?"

Badin (lächelnd). „Bah, weit gefehlt! Er hat mich, Ihrer Hoheit zu sagen, daß er sein Geld, das nicht ihm mehr zugehört, noch heute haben müßte, weil er sonst genöthigt sein würde, den Solitär der Cridamasse mit der Bemerkung morgen zu übergeben, daß derselbe von Ihrer königl. Hoheit bei ihm verpfändet gewesen sei.“

Herzog (aufgebracht). „Der Schlingel wird sich doch wohl nicht unterstehen?"

Badin. „Ja, ganz gewiß. Ihre königliche Hoheit müssen Auswege zu finden suchen, den Juwel einzulösen, sonst . . .“

Herzog (nachstehend). „Die Zinsen könnte ich vielleicht herbeischaffen . . .“

Badin (fällt ihm in die Rede). „Capital und Zinsen.“

Herzog (schlägt sich vor die Stirn und stampft mit den Füßen). „Unmöglich!"

Badin (zeigt auf einen Schrein hin, der unter einem Spiegeltisch steht). „Ihre königliche Hoheit werden wohl genöthigt sein, um den Solitär einzulösen, zu diesem Schatz zu greifen.“

Herzog. „Ein schöner Schatz!"

Badin (lauernd). „Und Ihre Hoheit haben doch seit zwölf Jahren diesen Schrein so sehr geheimnißvoll aufbewahrt, und kein Mensch wußte, was er enthalte.“

Herzog (verdrießlich). „Nun, das sollst Du jetzt erfahren. Es ist ein Geschenk vom Dey in Tunis.“

Badin (schlägt die Hände zusammen). „Vom Dey in Tunis! Also wohl voll von Zehinen und Türken!"

Herzog (seufzt). „Ach nein, weit gefehlt! nur lauter erbärmliche Baumwollstoffe, die ich mich schäme, sowohl vorzuzeigen als zu verschenken. (Nach einer kurzen Pause.) Es fällt mir etwas ein. Du kennst ja den Leidersdorf.“

Badin. „Den Israeliten?"

Herzog. „Ja, er ist ein rechtschaffener Mann, der mir schon viele Dienste geleistet hat, und der nicht, wie manche Christen, mir hohe Zinsen abgefordert hat. Eile hin zu ihm, grüße ihn von mir, beschreibe ihm meine Verlegenheit, beschwöre ihn, mich von der Beschämung zu retten, von dem Schurken Robinoff Geld auf Unterpand geliehen zu haben . . . und welches Unterpand . . . ein kaiserliches Erinnerungsgeschenk . . . Verlasse Leidersdorf nicht, bis er das Geld zu sich steckt, und führe ihn hierher, sobald als möglich.“

Badin entfernt sich.

(Einige Stunden später. Der Handelsmann Leidersdorf verbeugt sich tief und bleibt bei der Thür stehen. Der Herzog eilt ihm fröhlich entgegen, nimmt ihn an der Hand, und führt ihn in die Mitte des Gemaches.)

Herzog. „Vom Herzen willkommen, ehrenwerther Leidersdorf. Badin hat Ihnen wohl Alles gesagt?"

Leidersdorf (sich verbeugend). „Ja, Ihre königl. Hoheit.“

Herzog (klopft ihn auf die Schultern). „Sie werden mir diesmal aus der Klemme helfen, nicht wahr?"

Leidersdorf. „4000 Thaler, das ist viel Geld, mehr als zu meiner Verfügung steht, denn mein kleines Vermögen ist durch Verluste bedeutend zusammengesmolzen. Außerdem werden Ihre königliche Hoheit sich wohl zu erinnern wissen, daß viele Geldsachen zwischen uns noch nicht ausgeglichen sind. Ich habe nicht einmal die gesetzmäßigen Zinsen erhalten, und es ist Ihnen, gnädiger Herr, wohl bekannt, daß, ungeachtet Dero Anerbietungen, ich nie höhere Procente genommen habe.“

Herzog (niedergeschlagen, verändert die Gesichtsfarbe, aber sucht seine Verlegenheit unter einem erkünstelten Lächeln zu verbergen). „Das mag Alles wohl wahr sein, mein bester Freund, aber ich werde meinem Hofkammerherrn tüchtig den Text lesen, weil er Ihnen nicht zur rechten Zeit, wenigstens die Zinsen bezahlt hat, denn ich glaubte, daß dieses schon längst geschehen wäre. Aber jedenfalls werden Sie mich

wohl nicht in Verdacht haben, daß ich Sie hintergehen wollte?"

Leidersdorf. „Das verhüte der Himmel! Ihre königliche Hoheit würden dadurch Ihr fürstliches Ansehen und ich mein Geld verlieren, wodurch ich zu Grunde gerichtet sein würde.“

Herzog. „Also, lieber Leidersdorf, schlagen Sie sich solche Grillen aus dem Kopfe. Etwas dergleichen wird weder mir noch Ihnen begegnen. Doch kommen wir nun wieder zurück zu dem Zweck Ihres Besuches. Sie wissen mein ganzes Ansehen steht auf dem Spiele, wenn das Ehrengeschenk der russischen Kaiserin in Robinoff's Concursmasse als von mir verpfändet gefunden werden würde.“

Leidersdorf. „Ja, Ihre königl. Hoheit, das weiß ich.“

Herzog (freundlich). „Und Sie wollen mir doch nicht helfen?“

Leidersdorf. „Der Wille ist gut, gnädiger Herr, das weiß der liebe Herrgott.“

Herzog. „Nun, um Gottes und meiner Ehre willen, lösen Sie den Solitär bei Robinoff ein und bewahren Sie ihn zu Ihrer Sicherheit, damit das Kleinod nicht in Verwahrung des Banqueroteurs gefunden werde. Ich bitte, ich beschwöre Sie, lassen Sie sich bewegen.“

Leidersdorf. „Ich habe nicht das Herz, die Ungewißheit Ihrer königlichen Hoheit zu verlängern. (Er nimmt aus seiner Westentasche eine kleine Schachtel, öffnet sie, und zeigt dem Herzog den blizenden Edelstein.) Hier ist der Solitär, den ich bereits bei Robinoff eingelöst habe.“

Herzog (fällt dem Israeliten um den Hals). Seltener Mann, mein bester Freund, Du hast meine Ehre gerettet.“ N. F.—st.

Moderner Todtentanz.

Der Tod.

Aus Nichts hat Gott die Welt gemacht
Und Alles lebt und webt in Gott,
Doch, Menschen, habt ihr auch bedacht,
Daß in euch Allen lebt der Tod!

Zweimal halt' ich in jedem Jahr
Wohl einen Kreuzzug durch das Reich,
Und mache auf der Todtenbahr
Die Fürsten und die Bettler gleich.
Seht hier euch an in Stein gehaun,
Wie diesmal meine Ernte war,
Kommt Groß und Klein, und ohne Graun
Beschaut des Todes Heldenschaar!
Die ziehet ein zur ew'gen Ruh,
Der Zeiger fiel, ihr Sand verrann,
Doch vor des Todes finst'rer Truh
Hört Jeder erst sein Sprüchlein an.

Der Kaiser.

Dem Kaiser gebt was des Kaisers ist,
Von Gottes Gnaden will er sein,
Nun seht! Der Kaiser zu dieser Frist
Zu Gottes Gnaden gehet ein!

Der Papst.

Auch er, ach! geht vom heil'gen Rom,
Verwaiset steht Sanct Peters Dom,
Zwei Kirchen sind nun schlecht berathen,
Der Peter und Paul bewahr' sie vor Schaden!

Der König.

Wer will den König auferwecken,
Wer ist's, der solche Wunder thut?
Der Tod ist König aller Schrecken,
Und auszuschlafen, der geruht!

Fürsten, Grafen und Herren.

Das ist in der Natur der Lauf,
Der Große frißt die Kleinen auf,
Und wie der Wolf es macht mit Schafen,
Mach' ich's mit Fürsten, Herrn und Grafen!

Der große Unbekannte.

Nun aber sagt mir: Wer ist der?
Man sieht's ihm an der Nase an,
Da er gestorben, geht's nicht mehr,
Den heb ich auf, so gut ich kann!

Der Minister.

Auch hier um den hör' ich Geflüster
Ich glaub', der Todte ist Minister,
Wie todtenbleich sind seine Wangen,
Ist er denn wirklich ganz gegangen?

Der Aristokrat.

Die Eitelkeit geht doch in's Weite,
Der trägt die Todtenblume noch
Wie einen Orden auf dem Kleide,
Auf seiner lieben Rippe Joch!

Der Conservative.

Du wolltest Alles ja erhalten,
Du alter Narre, stets beim Alten.

Ich wünsche Glück zu Glas und Falten,
Wer nur den lieben Gott läßt walten!

Der Reactionär.

Wie kindisch Du Dich auch geberdest,
Die Kindheit kehrt Dir nie zurück.
Doch daß Du wieder Erde werdest,
Das wünschen wir zu Deinem Glück!

Der Servile.

Genäd'ger Tod! Ich seh' sehr viel,
Die unter Deinem Scepter stehn,
Gen Niemand sonst bin ich servil,
Doch unter Dir laß mich vergehn!

Der Ultra.

Gar auf der Leiter höchster Sprosse
Steht dieser stolze Himmelsstürmer,
Ich aber sag': ne ultra posse!
Und Du bist zahmer Gast der Würmer.

Der Radikale.

Reiß mit der Wurzel Alles aus,
Und frag ob Du unsterblich bist,
D glaub es nicht, hier ist Dein Haus,
Für Euch kein Kraut gewachsen ist!

Der Demagog.

Was Du gewollt in Deinem Leben,
Freiheit und Gleichheit! Kann Dir's geben!
Dereinst beim großen Völkeraufstand
Führ' Deine Völker, Völkerheiland!

Wühler und Heuler.

Ihr seid in Eurem Elemente,
Nun wühlt und heulet kreuz und quer.
Der Kirchhof fürchtet sich am Ende
Und glaubt, daß es ein Schafal wär!

Der Indifferente.

Du warst, wie man zu sagen pfleget,
Nicht jung, nicht alt, nicht warm, nicht kalt,
Nun man Dich in die Grube leget,
Bist Du so alt und eiskalt!

Volk.

Und hinterher die Lanzenknechte,
Die Bauern und den Bürgermann,
Die ich im blutigen Gefechte
Für meinen Kreuzzug mir gewann;
Vom Säugling aufwärts bis zum Greise,
Da blieb das Leben Vielen stehn,
Der Thoren Viele, doch auch Weise,
Ihr seht sie in dem Zuge stehn.
Ein Jeder nehm' sich eine Lehre,
Und präge sich die Bilder ein,
Daß er zu Christum sich bekehre
Und denke an sein Ende fein!

Wer bist Du, holdes Frau'ngebilde?
Du mit dem Delzweig, nenne Dich,
Du schirmst das Volk mit Deinem Schilde,
Ich bin der Tod, erkenne mich!

Die Freiheit.

Ich bin die Freiheit, Knecht der Knechte
Ich fürchte Deine Sense nicht,
Ich schirm' der Menschheit alte Rechte,
Wenn auch des Menschen Auge bricht!
Die Einzelnen ruf' in die Schranken,
Die ganze Menschheit, sie ist mein,
Lebendig frei sind die Gedanken,
Der todte Leichnam nur ist Dein.

Dresden.

Waldemar Schier.

F e u i l l e t o n .

Berlin. Frau Birch-Pfeiffer hat wieder ein Theaterstück verfaßt: „Die Rose von Avignon“, romantisches Schauspiel in vier Acten, mit freier Benutzung einer Episode des Romans „Mémoires d'un notaire“ von Pontmartin. Sie schrieb es auf Andringen des Theaterdirectors Maurice in Hamburg, welcher etwas Dramatisches wünschte im Charakter von „Hinko“, „Glöckner von Notre-Dame“ und Genossen, für das dortige Thaliatheater. Eine wichtige Rolle in dem Stücke spielt eine furchtbare Ueberschwemmung des Rhonestromes, die auf der Bühne dem Publikum sichtbar ist.

Wien. Golderzeugung und Umlauf. Die bis jetzt in Asien, mit Ausnahme von Russisch-Asien, entdeckten Gold-Fundorte sind folgende: Borneo, Sumatra, Ceylon, Java, Cochinchina, Japan, die Philippinen und das Calaisgebirge in Tibet. Die Jahresausbeute dieses Erdtheiles, mit Ausnahme des russischen Antheiles, läßt sich auf etwa 50,000 kölnische Mark veranschlagen. Die jährliche Goldausbeute Europas, wo sich dieselbe fast nur auf die östreichischen Kronländer Ungarn und Siebenbürgen beschränkt, indem Deutschland, Portugal, Sardinien und Schweden den geringen Beitrag

von etwa 222 R. M. beisteuern, beläuft sich auf ungefähr 5197 $\frac{1}{2}$ R. M. — Die jährliche Goldausbeute Afrika's wird zu beiläufig 45,000 R. M. angenommen, die jährliche Gesamtausbeute aller drei Erdtheile oder der östlichen Hemisphäre wird auf 228,034 R. M. veranschlagt. Die jetzige jährliche Goldausbeute Amerika's, mit Ausnahme Kaliforniens, läßt sich nach den neuern, freilich sehr von einander abweichenden Schätzungen zu einem Gesamtbetrage von 40,000 R. M. annehmen. Die jährliche Gesamtgoldausbeute des Erdkreises (mit Einschluß von Rußisch-Asien, jedoch mit Ausschluß der kalifornischen, worüber die Angaben äußerst schwanken) stellt sich also auf 268,000 R. M. — Im Mittelalter diente hauptsächlich in Folge der durch die immerwährenden Fehden bedingten Unsicherheit des beweglichen Besitzes das Gold in dem größten Theile von Europa vorwiegend weit minder als Umlauf- denn als Werthaufbewahrungsmittel. Vom Ende desselben an, wo Serbour zu Folge, die Gesamtmenge der (um 1492, das Jahr der Entdeckung von Amerika) in Europa in Umlauf gewesenen edlen Metalle ungefähr 320 Millionen, der Schätzung W. Jakobs zu Folge aber gegen 460 Millionen Mark Banco betrug, trat in der Bestimmung des Geldes als Wirkung der friedlicher gewordenen Zeitläufe ein allmäliger Umschwung ein; seine seitherige Verwendung als Schatz trat mehr und mehr in den Hintergrund, es ward vorherrschend Umsatzmittel. Um dieselbe Zeit begannen in Europa fast überall Klagen über die ungeheure Steigerung der Preise aller Gegenstände; daß dieselbe ihren Grund hauptsächlich in der Vermehrung des baaren Umlaufmittels hatte, ist nicht zu bezweifeln. Die Strömung der edlen Metalle aus der neuen Welt nach Europa und die europäische Silberproduktion übten zwar eine bedeutende Einwirkung auf die Verminderung des Geldwerthes und auf die Vermehrung der baaren Umlaufmittels aus, der erste Anstoß zum Steigen der Waarenpreise ging jedoch wahrscheinlich nicht von dieser Seite aus, sondern von dem größeren Begehre nach Erzeugnissen aller Art, und dann von der allmäligen Veränderung im Gebrauchswerte des Geldes. Alexander Humboldt und Andere haben ja nachgewiesen, daß die Einfuhr edler Metalle aus Amerika bis länger als ein Halbjahrhundert nach der Entdeckung der neuen Welt sehr mäßig

geblieben sei etc. Die wirklich stattgefundene Steigerung der Preise um ungefähr 100 Proc. kann mithin unmöglich durch die während dieser Periode geschenehen transatlantischen Zuflüsse der Edelmetalle herbeigeführt worden sein. Die allgemeine Steigerung der Geldpreise aller Gegenstände, die wie vorerwähnt, bald nach Beginn des 16. Jahrh. eingetreten, um die Mitte desselben bis zu 100 Proc. gediehen war, nahm von da an jedoch in noch auffallenderen Progressionen zu. Und jetzt waren es allerdings ganz vorwiegend die Metallschätze der neuen Welt, welche diesen Umschwung fortführten, dessen schließliches Ergebnis war, daß zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Preise innerhalb zweier Jahrhunderte eine durchschnittliche Steigerung um das Vier- bis Fünffache erfahren, oder was gleichviel, daß der Silberwerth auf ungefähr $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{5}$ gefallen war. Der eigentliche Adel des Goldes liegt in seiner Unveränderlichkeit. So wie es nun vermöge seiner innersten Natur einerseits von den sonst so allmächtigen Einwirkungen der Zeit und der Atmosphäre unangetastet bleibt, so wird es andererseits durch den Menschen vor mechanischen Einflüssen möglichst bewahrt. — Von dem einmal in den Verkehr und Gebrauch übergegangenen Golde verschwindet in Folge dessen alljährlich selbst in den Münzstätten wie noch weniger anderwärts durch Abnutzung nur ein winziger Theil. Die auf dem ganzen Erdkreise vorhandene Masse Goldes wird nur auf etwa 72 Millionen R. M. veranschlagt! — Unter Berücksichtigung aller Umstände hat man den Borrath an baarem Gelde (Silber und Gold) in Europa für's Jahr 1599 auf circa 1500 Millionen und ein Jahrhundert später auf circa 3000 Millionen Mark Banco geschätzt. — Dieser Gesamtvorrath soll im Jahre 1790 auf etwa 4700 Millionen, im Friedensjahre 1815 aber auf 5400 Millionen Mark Banco sich erhöht haben.

* * * Erfreulich ist es und ein schwerwiegender Beweis für den hohen Grad von Intelligenz und politischer Einsicht in unserem Vaterlande im Ganzen, daß es nicht, wie in Preußen und Sachsen, eine Kreuzzeitungspartei hat, und jeder Versuch, eine solche zu gründen, am lächerlichen scheitert. — Schmachbedecktes Preußen, das sogar von Wien verhöhnt wird!

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.